

NICCI FRENCH

Blauer Montag

NICCI FRENCH

BLAUER MONTAG

PSYCHOTHILLER

Aus dem Englischen von
Birgit Moosmüller

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Blue Monday« bei Michael Joseph (Penguin), London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Österreich.

1. Auflage

Copyright © 2011 by Joined-Up Writing, Ltd.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: R·M·E, Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-10082-0

www.cbertelsmann.de

1987

In dieser Stadt gab es viele Geister. Sie musste aufpassen. Deshalb übersprang sie die Ritzen im Pflaster und hüpfte jedes Mal gerade so weit, dass ihre Füße, die in abgewetzten Schnürschuhen steckten, auf den Flächen zwischen den Spalten landeten. Mittlerweile war sie dabei sehr flink, sie beherrschte dieses Himmel-und-Hölle-Spiel fast schon im Schlaf. Sie hatte es jeden Tag auf dem Schulweg geübt, und auch davor, so lange sie denken konnte: zunächst an der Hand ihrer Mutter, die ungeduldig an ihr zerrte, während sie von einem sicheren Platz zum nächsten sprang, und später allein. Nur nicht auf die Ritzen treten, oder ... oder was? Vermutlich war sie mit ihren neun Jahren inzwischen viel zu alt für dieses Spiel. In ein paar Wochen – kurz bevor die Sommerferien anfangen – wurde sie sogar schon zehn. Trotzdem spielte sie es weiter, größtenteils aus Gewohnheit, aber auch aus Angst vor dem, was passieren könnte, wenn sie damit aufhörte.

Das nächste Stück hatte es in sich, denn hier war das Pflaster in ein von Zacken durchzogenes Mosaik aufgebrochen. Sie überwand den schwierigen Abschnitt, indem sie auf Zehenspitzen von einer kleinen Insel zur nächsten hüpfte. Dabei schlugen ihr die Zöpfe gegen die heißen Wangen, und die Schultasche mit den schweren Büchern und ihrer nur halb geleerten Lunchbox an die Hüfte. Hinter sich hörte sie Joannas Schritte, wandte sich jedoch nicht um. Ihre kleine Schwester trödelte wie immer hinter ihr her und hielt sie auf. Gerade hörte sie sie wieder jammern: »Rosie, Rosie! Warte auf mich!«

»Beeil dich ein bisschen!«, rief sie über die Schulter zurück. Obwohl sich mittlerweile mehrere Leute zwischen ihnen befanden,

den, erhaschte sie einen Blick auf Joannas erhitztes Gesicht, das unter dem dunklen Pony rot leuchtete. Ihre kleine Schwester machte einen ängstlichen Eindruck und hielt vor lauter Konzentration die Zungenspitze an die Unterlippe gepresst. Ihr Fuß landete auf einer Ritze. Sie schwankte einen Moment lang und trat dann auf eine weitere Spalte. Das passierte ihr ständig. Sie war ein ungeschicktes Kind, das oft Essen verschüttete und sich regelmäßig die Zehen anschlag oder in Hundekacke trat. »Beil dich!«, wiederholte Rosie ärgerlich, während sie weiter an den anderen Fußgängern vorbeihüpfte.

Es war vier Uhr nachmittags, und der Himmel strahlte in einem wolkenlosen Blau. Das grelle Sonnenlicht auf dem Pflaster tat ihr in den Augen weh. Rasch bog sie in Richtung Süßwarenladen ab und befand sich plötzlich im Schatten, wo sie sofort ihr Tempo drosselte, da die Gefahr nun gebannt war. Die Pflastersteine wurden hier von Asphalt abgelöst. Sie ging an dem Mann mit dem pockennarbigen Gesicht vorbei, der tagtäglich in der Tür saß und eine Büchse neben sich stehen hatte. An seinen Schnürstiefeln fehlten die Schuhbänder. Rosie vermied es, ihm ins Gesicht zu sehen. Sie mochte es nicht, wie er lächelte, ohne wirklich zu lächeln, genau wie ihr Vater es manchmal tat, wenn er sich am Samstag von ihnen verabschiedete. Heute war Montag: Am Montag vermisste sie ihn am meisten, weil sie dann noch die ganze Woche vor sich hatte und genau wusste, dass er wieder nicht da sein würde. Wo blieb Joanna bloß? Während Rosie wartete, eilten andere Leute an ihr vorüber – ein Pulk Jugendlicher, eine Frau mit einem Schal um den Kopf und einer großen Tasche, ein Mann mit einem Stock –, und dann trat endlich ihre kleine Schwester aus dem gleißenden Licht in den Schatten, eine magere Gestalt mit überdimensionaler Schultasche, Knubbelknie und schmutzigen weißen Söckchen. Das Haar klebte ihr an der Stirn.

Rosie wandte sich wieder um, steuerte auf den Süßwarenladen zu und begann zu überlegen, was sie sich kaufen sollte.

Vielleicht Fruchtgummis ... oder Eiskonfekt, allerdings schmolz das bei der Hitze bestimmt, bis sie zu Hause war. Joanna würde sich wie üblich für Erdbeerstangen entscheiden und davon einen rosa verschmierten Mund bekommen. Hayley, eine Klassenkameradin von Rosie, befand sich bereits im Laden. Sie gesellte sich zu ihr an die Theke, und gemeinsam suchten sie ihre Süßigkeiten aus. Weingummis, beschloss Rosie. Mit dem Zahlen musste sie warten, bis Joanna kam. Sie warf einen Blick zur Tür und hatte einen Moment lang das Gefühl, etwas zu sehen – irgendetwas Verschwommenes, das anders war als sonst, wie ein Schimmer in der heißen Luft, als wollte ihr das Licht einen Streich spielen. Dann aber war es verschwunden. Die Tür war leer, niemand stand da.

Während draußen Bremsen quietschten, ereiferte Rosie sich laut.

»Immer muss ich auf meine kleine Schwester warten!«

»Du Ärmste«, meinte Hayley.

»Sie ist eine solche Heulsuse. Das nervt!« Sie sagte das, weil sie das Gefühl hatte, dass es von ihr erwartet wurde. Man musste auf seine jüngeren Geschwister herabblicken, die Augen verdrehen und über sie herziehen.

»Das kann ich mir vorstellen«, antwortete Hayley mitfühlend.

»Wo bleibt sie bloß?« Mit einem theatralischen Seufzer legte Rosie ihr Päckchen Süßigkeiten ab und ging zur Tür, um hinauszuspähen. Auf der Straße rauschten die Autos vorbei. Eine Frau in einem Sari ging vorüber, von Kopf bis Fuß in Gold- und Rosétöne und einen lieblichen Duft gehüllt, gefolgt von drei Jungs aus der nahe gelegenen höheren Schule. Die drei rempelten einander die spitzen Ellbogen in die Rippen.

»Joanna! Joanna, wo bist du?«

Sie merkte selbst, wie schrill und ärgerlich ihre Stimme klang, und dachte: Ich höre mich schon an wie meine Mum, wenn sie schlechter Laune ist.

Hayley stand daneben und kaute schmatzend auf ihrem Kaugummi herum. »Wo ist sie denn hin?« Aus ihrem Mund tauchte eine blassrosa Blase auf, die sie aber gleich wieder einsaugte.

»Sie weiß genau, dass sie bei mir bleiben soll!«

Rosie lief zu der Ecke, wo sie Joanna zuletzt gesehen hatte, und blickte sich mit zusammengekniffenen Augen um. Sie rief erneut nach ihrer Schwester, wobei ihre Stimme von einem Lastwagen übertönt wurde. Vielleicht war Joanna über die Straße gelaufen, weil sie auf der anderen Seite eine Freundin entdeckt hatte. Ähnlich sah ihr das nicht. Sie war ein gehorames kleines Mädchen. Fügsam, so sagte ihre Mutter immer.

»Findest du sie nicht?« Hayley tauchte an ihrer Seite auf.

»Wahrscheinlich ist sie ohne mich nach Hause«, meinte Rosie so lässig wie möglich. Trotzdem war der panische Unterton in ihrer Stimme auch für sie selbst nicht zu überhören.

»Na dann, bis morgen.«

»Bis morgen.«

Sie versuchte, in ihrem normalen Tempo zu gehen, doch das funktionierte nicht. Ihr Körper ließ sie nicht ruhig bleiben, sodass sie schließlich in einen gehetzten Galopp verfiel. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und sie hatte einen scheußlichen Geschmack im Mund. »So eine blöde Kuh!«, stieß sie immer wieder hervor, und dann: »Ich bringe sie um! Wenn ich sie sehe, dann...« Während sie auf wackligen Knien weiterlief, stellte sie sich vor, wie sie Joanna an den knöchigen Schultern packen und schütteln würde, bis ihr der Kopf brummte.

Zu Hause. Eine blaue Haustür und eine Hecke, die niemand mehr geschnitten hatte, seit ihr Vater gegangen war. Als sie stehen blieb, verspürte sie jenen leichten Anflug von Übelkeit, den sie immer empfand, wenn sie sich mit irgendetwas in Schwierigkeiten brachte. Sie betätigte den Klopfer, so fest sie konnte, weil die Klingel nicht mehr funktionierte. Und wartete. Lass sie da sein, lass sie da sein, lass sie da sein! Die Tür ging auf,

und vor ihr stand ihre Mutter, noch im Mantel. Sie war wohl gerade erst aus der Arbeit gekommen. Einen Moment sah sie Rosie an, dann wanderte ihr Blick ein Stück tiefer, auf den leeren Platz neben ihr.

»Wo ist Joanna?« Die Worte hingen zwischen ihnen in der Luft. Rosie registrierte die plötzliche Anspannung in den Zügen ihrer Mutter. »Rosie? Wo ist Joanna?«

So leise, dass sie es selbst kaum hörte, antwortete sie: »Vorhin war sie noch da. Es ist nicht meine Schuld. Ich dachte, sie wäre schon vorausgegangen.«

Ehe sie es sich versah, hatte ihre Mutter sie auch schon an der Hand gepackt, und sie liefen gemeinsam den Weg zurück, den Rosie gekommen war: die Straße entlang, in der sie wohnten, und dann vorbei am Süßwarenladen, vor dem ein paar Kinder herumhingen, vorbei an dem Mann mit dem pockenarbigem Gesicht und dem leeren Lächeln und um die Ecke, hinaus aus dem Schatten ins gleißende Licht. Obwohl Rosie bereits Seitenstechen hatte, liefen sie immer weiter, und ihre Füße trommelten über die Ritzen ohne haltzumachen.

Die ganze Zeit hörte sie über alle anderen Geräusche hinweg – das laute Pochen ihres Herzens und das asthmatische Rasseln ihres Atems – die Rufe ihrer Mutter: »Joanna? Joanna? Wo bist du, Joanna?«

Deborah Vine hielt sich ein Taschentuch vor den Mund, als wollte sie den herausströmenden Worten Einhalt gebieten. Durch das Fenster, das auf die Rückseite des Gebäudes hinausging, sah der Polizeibeamte ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen ganz still in dem kleinen Garten stehen, die Arme dicht am Körper, die Schultasche noch über der Schulter. Deborah Vine starrte ihn an. Er wartete auf ihre Antwort.

»Ich weiß es nicht genau«, sagte sie schließlich, »gegen vier. Auf dem Heimweg von der Schule, Audley Road Primary. Normalerweise hätte ich sie selbst abgeholt, aber es ist so schwie-

rig, von der Arbeit rechtzeitig hinzukommen, außerdem war sie mit Rosie unterwegs, und es sind keine Straßen zu überqueren, deswegen dachte ich, es könnte nichts passieren. Andere Mütter lassen ihre Kinder ganz allein nach Hause gehen, schließlich müssen sie es ja lernen, nicht wahr, sie müssen lernen, auf sich selbst aufzupassen, und Rosie hat versprochen, ein Auge auf sie zu haben.«

Während sie keuchend nach Luft rang, notierte er etwas in seinem Buch. Dann fragte er sie noch einmal nach Joannas genauem Alter. Fünf Jahre und drei Monate. Wo sie zuletzt gesehen worden sei. Vor dem Süßwarenladen. An den Namen des Ladens erinnerte Deborah sich nicht, erklärte jedoch, sie könne die Polizei hinführen.

Der Beamte klappte sein Notizbuch zu. »Wahrscheinlich ist sie bei einer Freundin«, mutmaßte er, »aber vielleicht hätten Sie trotzdem ein Foto? Ein aktuelles.«

»Sie ist klein für ihr Alter«, antwortete Deborah. Sie bekam die Worte kaum heraus. Der Beamte musste sich vorbeugen, um sie zu verstehen. »Ein mageres kleines Ding. Sie ist ein braves Mädchen. Schrecklich schüchtern, wenn man sie das erste Mal trifft. Sie würde niemals mit einem Fremden mitgehen.«

»Ein Foto«, wiederholte er.

Während sie sich auf die Suche machte, betrachtete der Beamte wieder das Mädchen im Garten. Ihr blasses Gesicht wirkte ausdruckslos. Er würde mit ihr sprechen müssen. Vielleicht konnte einer seiner Kollegen das übernehmen. Am besten eine Frau. Aber womöglich tauchte Joanna ja wieder auf, bevor das nötig wurde. Kam einfach ins Haus gestürmt. Vermutlich war sie mit einer Freundin davonmarschiert und spielte gerade, mit was auch immer fünfjährige Mädchen so spielen – Puppen oder Malkreiden oder Teegeschirr oder Prinzessinnenkrönchen. Er starrte auf das Foto, das Deborah Vine ihm reichte. Es zeigte ein Mädchen, das wie seine Schwester dunkles Haar und ein schmales Gesicht hatte. Ein Mädchen mit einem abge-

brochenen Zahn, einem strengen Pony und einem Lächeln, das aussah, als hätte sie pflichtbewusst die Mundwinkel hochgezogen, als der Fotograf sie aufforderte, »Cheese« zu sagen.

»Haben Sie Ihren Mann erreicht?«

Sie verzog das Gesicht.

»Richard – mein ... besser gesagt, der Vater der Mädchen – lebt nicht bei uns.« Dann, als müssten die Worte einfach noch heraus, fügte sie hinzu: »Er hat uns wegen einer Jüngerin verlassen.«

»Sie sollten ihn verständigen.«

»Demnach glauben Sie also, dass etwas wirklich Schlimmes passiert ist?« Natürlich wünschte sie, er würde Nein sagen. Sie wollte von ihm hören, dass es im Grunde gar nicht nötig war, den Vater zu verständigen. Dabei rechnete sie ja selbst mit etwas Schlimmem. Nicht umsonst war ihr vor lauter Angst der kalte Schweiß ausgebrochen. Der Polizist konnte ihre Angst fast riechen.

»Wir bleiben in Kontakt. Eine Kollegin ist bereits auf dem Weg hierher.«

»Was soll ich tun? Es muss doch etwas geben, das ich tun kann. Ich kann nicht einfach hier herumsitzen und warten. Sagen Sie mir, was ich tun kann. Irgendwas.«

»Sie könnten bei ihren Freundinnen anrufen«, schlug er vor. »Überall dort nachfragen, wo sie vielleicht hingegangen sein könnte.«

Sie hielt ihn am Ärmel fest. »Sagen Sie mir, dass alles wieder gut wird!«, beschwor sie ihn. »Sagen Sie mir, dass Sie sie finden werden!«

Verlegen wandte der Beamte den Blick ab. Er konnte ihr das nicht versprechen und wusste auch nicht, was er ihr sonst sagen sollte.

Jedes Mal, wenn das Telefon klingelte, wurde es ein bisschen schlimmer. Leute klopfen an die Tür. Sie hatten davon gehört.

Was für eine schreckliche Sache, aber natürlich werde es gut ausgehen. Alles werde wieder gut werden, der Albtraum ein Ende haben. Konnten sie irgendetwas tun? Was es auch sei, sie bräuchten es nur zu sagen. Ein Wort genüge.

Nun stand die Sonne bereits tief am Himmel, und lange Schatten fielen über Straßen, Häuser und Parks. Es wurde allmählich kühl. In ganz London saßen die Leute vor dem Fernseher oder standen am Herd und rührten in ihren Töpfen oder scharten sich in verrauchten Pubs zu Grüppchen, um miteinander über ihre Urlaubspläne oder die Fußballergebnisse vom Samstag zu sprechen oder sich stöhnend über allerlei Beschwerden und Wehwehchen auszutauschen.

Rosie hockte mit weit aufgerissenen Augen auf einem Sessel. Einer ihrer Zöpfe hatte sich halb aufgelöst. Die Polizistin, eine große, füllige und sehr freundliche Frau, saß neben ihr und tätschelte ihr die Hand. Aber Rosie konnte sich an nichts erinnern, sie wusste nichts und durfte auch nicht darüber reden: Worte waren gefährlich. Davon war sie überzeugt, obwohl ihr das niemand gesagt hatte. Sie wollte, dass ihr Vater nach Hause kam und alles wieder in Ordnung brachte, doch kein Mensch wusste, wo er sich aufhielt. Er war nicht zu erreichen. Ihre Mutter meinte, er sei wahrscheinlich irgendwo unterwegs. Rosie stellte ihn sich auf einer Straße vor, die sich endlos vor ihm erstreckte, bis sie sich in der Ferne unter einem dunklen Himmel verlor.

Sie kniff die Augen fest zu. Wenn sie sie wieder aufschlug, würde Joanna da sein. Sie hielt die Luft an, bis ihr die Brust wehtat und das Blut in den Ohren dröhnte. Sie konnte die Dinge beeinflussen. Doch als sie die Augen schließlich wieder öffnete und das nette, besorgte Gesicht der Polizistin vor sich sah, weinte ihre Mutter immer noch und nichts hatte sich verändert.

Am nächsten Morgen um halb zehn fand in dem Raum, der auf dem Polizeirevier von Camford Hill zur Einsatzzentrale erklärt worden war, eine Besprechung statt. Was zunächst eine hektische Suchaktion gewesen war, verwandelte sich in eine systematische polizeiliche Ermittlung. Der Fall bekam eine Nummer. Detective Chief Inspector Frank Tanner übernahm das Kommando und hielt eine Ansprache. Leute wurden einander vorgestellt und Schreibtische vergeben, was bei einigen zu Diskussionen Anlass gab. Ein Techniker installierte Telefonleitungen, und an den Wänden wurden Korkflächen angebracht. Im ganzen Raum herrschte eine Atmosphäre besonderer Dringlichkeit. Da war aber noch etwas anderes, das niemand laut aussprach, aber alle spürten: ein ungutes Gefühl in der Magengegend. In diesem Fall ging es nicht um einen Teenager oder einen Ehemann, der nach einem Streit verschwunden war. Hier ging es um ein fünfjähriges Mädchen. Siebzehneinhalb Stunden waren vergangen, seit sie zum letzten Mal gesehen worden war. Das war zu lange. Eine ganze Nacht, noch dazu eine kalte. Zum Glück hatten sie Juni und nicht November, aber trotzdem – eine ganze Nacht.

DCI Tanner war gerade dabei, das Team über eine für den späteren Vormittag angesetzte Pressekonferenz zu informieren, als er unterbrochen wurde. Ein Beamter in Uniform hatte den Raum betreten. Er bahnte sich einen Weg nach vorn und sagte zu Tanner etwas, das keiner der anderen Anwesenden mitbekam.

»Ist er unten?«, fragte Tanner. Der Beamte bejahte. »Ich spreche gleich mit ihm.«

Tanner forderte einen anderen Detective mit einer Kopfbewegung auf, ihn zu begleiten. Gemeinsam verließen sie den Raum.

»Der Vater?«, fragte der Detective, der Langan hieß.

»Er ist gerade erst eingetroffen.«

»Sind sie im Streit auseinandergeschieden?«, erkundigte sich Langan. »Er und seine Ex?«

»Das nehme ich an«, antwortete Tanner.

»Meistens ist es jemand aus dem näheren Umfeld«, bemerkte Langan.

»Was für eine erfreuliche Neuigkeit.«

»Ich meine ja nur.«

Mittlerweile waren sie vor dem Verhörraum angelangt.

»Wie wollen wir vorgehen?«, fragte Langan.

»Wir haben es mit einem besorgten Vater zu tun«, erwiderte Tanner, ehe er die Tür aufschob.

Richard Vine hatte sich erhoben – oder gar nicht erst hingesetzt. Er trug einen grauen Anzug ohne Krawatte. »Gibt es etwas Neues?«, fragte er.

»Wir tun alles in unserer Macht Stehende«, antwortete Tanner.

»Also nichts Neues?«

»Es ist noch zu früh«, erklärte Tanner, obwohl er genau wusste, dass das nicht stimmte. Das genaue Gegenteil entsprach eher der Wahrheit. Mit einer Handbewegung forderte er Richard Vine auf, sich zu setzen.

Langan bezog an einer Seite des Raums Stellung, um den Vater während des Gesprächs beobachten zu können. Vine war hochgewachsen und hatte die schlechte Haltung eines Mannes, der sich wegen seiner Körpergröße unwohl fühlte. Sein dunkles Haar begann an den Schläfen bereits grau zu werden, obwohl er kaum älter als Mitte dreißig sein konnte. Er hatte dunkle, buschige Augenbrauen und war unrasiert. Sein blasses, leicht aufgeschwemmtes Gesicht ließ ihn ziemlich mitgenommen aussehen. Seine braunen Augen waren rot gerändert und wirkten entzündet. Er machte einen benommenen Eindruck.

»Ich war unterwegs«, erklärte Vine ungefragt. »Ich wusste nichts davon. Ich habe es erst heute früh erfahren.«

»Können Sie mir sagen, wo Sie waren, Mr. Vine?«

»Unterwegs«, wiederholte er. »Meine Arbeit...« Er hielt inne und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich

bin Handelsvertreter. Ich verbringe viel Zeit auf der Straße. Was hat das mit meiner Tochter zu tun?«

»Es geht lediglich darum zu klären, wo Sie waren.«

»Ich war in St. Albans. Dort gibt es ein neues Sportzentrum. Brauchen Sie die genauen Zeiten? Brauchen Sie Beweise?« Seine Stimme klang plötzlich schärfer. »Ich war nicht hier in der Nähe, falls es das ist, was Sie denken. Was hat Debbie über mich erzählt?«

»Ich hätte tatsächlich gern die exakten Zeiten.« Tanner behielt seinen ruhigen Ton bei. »Und die Namen sämtlicher Personen, die Ihre Angaben bestätigen können.«

»Was glauben Sie eigentlich? Dass ich sie entführt und irgendwo versteckt habe, weil Debbie nicht zulässt, dass die Mädchen bei mir übernachten, und die beiden gegen mich aufhetzt? Oder gar, dass ich ...« Er konnte die Worte nicht aussprechen.

»Das sind reine Routinefragen.«

»Für mich nicht! Mein kleines Mädchen ist verschwunden, mein Baby!« Er sackte in sich zusammen. »Natürlich werde ich Ihnen die gottverdammten Zeiten nennen. Sie können sie gern überprüfen. Aber Sie vergeuden Ihre Zeit mit mir, und während dieser ganzen Zeit suchen Sie nicht nach ihr.«

»Wir suchen sehr wohl«, widersprach Langan. Und zwar schon seit siebzehneinhalb Stunden, ging ihm durch den Kopf. Nein, inzwischen sind es schon achtzehn. Sie ist erst fünf Jahre alt und seit achtzehn Stunden verschwunden. Er starrte den Vater an. Man konnte nie wissen.

Später kauerte Richard Vine neben dem Sofa, auf dem sich Rosie in eine Ecke drückte. Sie trug noch ihren Schlafanzug und die Zöpfe vom Vortag, auch wenn sich diese immer mehr auflösten.

»Daddy?«, fragte sie. Das war so ziemlich das Erste, was sie von sich gab, seit ihre Mutter am Vortag die Polizei angerufen hatte. »Daddy?«

Er nahm sie in die Arme. »Hab keine Angst«, sagte er, »sie kommt bestimmt bald nach Hause. Du wirst schon sehen.«

»Versprochen?«, flüsterte sie in seinen Hals hinein.

»Versprochen.«

Aber sie spürte seine Tränen auf ihrer Kopfhaut. Dort, wo der Scheitel war.

Sie fragten sie, woran sie sich erinnere, aber sie konnte sich an nichts erinnern. Nur an die Ritzen im Pflaster, an die Süßigkeiten, die sie sich ausgesucht hatte, und an Joannas Rufe, sie solle doch auf sie warten. Und an ihre Wut auf die kleine Schwester, ihren Wunsch, sie möge anderswo sein. Die Polizeibeamten erklärten ihr, wie wichtig es sei, dass sie ihnen sämtliche Leute, die sie auf dem Heimweg von der Schule gesehen habe, genau beschreibe. Sowohl diejenigen, die sie kannte, als auch solche, die sie nicht kannte. Dabei spiele es keine Rolle, ob ihr selbst etwas wichtig erscheine oder nicht: Es sei Aufgabe der Polizei, darüber zu entscheiden. Aber sie hatte niemanden gesehen, nur Hayley im Süßwarenladen und den Mann mit dem pockennarbigem Gesicht. Schatten schwirrten durch ihr Gehirn. Ihr war sehr kalt, obwohl draußen vor dem Fenster die Sonne schien. Sie steckte das Ende eines ihrer in Auflösung begriffenen Zöpfe in den Mund und saugte heftig daran.

»Sagt sie noch immer nichts?«

»Kein Wort.«

»Sie glaubt, dass es ihre Schuld war.«

»Die arme Kleine, wie soll sie nur damit leben?«

»Schhh! Sprich nicht, als wäre es schon vorbei.«

»Glaubst du wirklich, dass sie noch am Leben ist?«

Sie zogen Linien und wanderten ganz langsam über das Brachland in der Nähe des Hauses, wobei sie sich hin und wieder bückten, um Dinge vom Boden aufzuheben und in Plastiktüten

zu stecken. Sie gingen von Tür zu Tür und zeigten den Leuten das Foto, das Joannas Mutter ihnen am Montagnachmittag gegeben hatte und das die Fünfjährige mit einem gerade geschnittenen Pony und einem gehorsamen Lächeln im schmalen Gesicht zeigte. Inzwischen hatte dieses Foto Berühmtheit erlangt, denn auch die Zeitungsleute hatten es in die Finger bekommen. Vor dem Haus drängten sich Journalisten, Fotografen, ein Fernsehteam. Aus Joanna wurde »Jo« oder – noch schlimmer – »die kleine Jo«, als wäre sie die kindliche, fast schon heilige Heldin eines viktorianischen Romans. Gerüchte wurden laut. Es war unmöglich, ihre Quelle auszumachen, aber sie verbreiteten sich rasch durchs ganze Viertel. Es war der Obdachlose. Es war ein Mann in einem blauen Kombi. Es war der Vater. Man hatte ihre Kleidung auf einer Müllhalde gefunden. Man hatte sie in Schottland gesehen, und in Frankreich. Sie war definitiv tot, und sie war definitiv noch am Leben.

Rosies Oma kam, um für eine Weile bei ihnen zu bleiben, und Rosie ging wieder zur Schule. Dabei wollte sie das gar nicht. Sie hatte Angst, dass die anderen sie anstarren und hinter ihrem Rücken flüstern, sich andererseits aber bei ihr einschleimen und um ihre Freundschaft bemühen würden, weil ihr diese große Sache passiert war. Sie saß an ihrem Pult und versuchte sich auf die Worte der Lehrkraft zu konzentrieren, spürte dabei jedoch die Blicke ihrer Mitschüler. *Sie hat zugelassen, dass ihre kleine Schwester entführt wurde.*

Sie wollte nicht in die Schule, wollte aber auch nicht zu Hause bleiben. Ihre Mutter benahm sich nicht mehr wie ihre Mutter. Sie tat nur noch so, als wäre sie eine Mutter, während sie sich in Wirklichkeit längst anderswo befand. Ihr Blick irrte suchend umher. Immer wieder schlug sie die Hände vor den Mund, als versuchte sie etwas zurückzuhalten – eine Wahrheit, die andernfalls ungehindert hervorquellen würde. Ihr Gesicht wurde hager, verhärmt und alt. Abends, wenn Rosie längst im

Bett lag und beobachtete, wie das Scheinwerferlicht der vorbeifahrenden Autos über die Zimmerdecke zuckte, hörte sie ihre Mutter unten rumoren. Selbst dann, wenn alles dunkel war und der Rest der Welt schlief, war ihre Mutter noch wach. Ihr Vater hatte sich ebenfalls verändert. Er lebte jetzt wieder allein. Wenn er Rosie umarmte, drückte er sie viel zu fest. Außerdem roch er komisch – süß und sauer zugleich.

Deborah und Richard Vine saßen zusammen vor den Fernsehkameras. Obwohl sie nach wie vor denselben Familiennamen führten, sahen sie sich nicht an. Tanner hatte ihnen geraten, sich möglichst kurz zu fassen: Sie sollten der Welt nur sagen, wie sehr sie Joanna vermissten, und an ihren Entführer – wer auch immer das sein mochte – appellieren, das Mädchen doch nach Hause gehen zu lassen. Sie sollten sich nicht scheuen, Gefühle zu zeigen. Den Medien würde das gefallen – vorausgesetzt, diese Gefühle hinderten sie nicht am Sprechen.

»Lassen Sie meine Tochter zurück nach Hause!«, flehte Deborah Vine. Als ihr kurz die Stimme versagte, hielt sie eine Hand vor ihr neuerdings so hageres Gesicht. »Lassen Sie sie einfach wieder nach Hause!«

In heftigerem Ton fügte Richard Vine hinzu: »Bitte geben Sie uns unsere Tochter zurück! Alle, die irgendetwas wissen, sollen bitte helfen!« Auf seinem blassen Gesicht leuchteten rote Flecken.

»Was halten Sie davon?«, wandte sich Langan an Tanner.

Tanner zuckte mit den Achseln. »Sie meinen, ob sie ehrlich sind? Ich habe keine Ahnung. Wie kann ein Kind auf diese Weise verschwinden – als hätte es sich in Luft aufgelöst?«

Dieses Jahr gab es keinen Sommerurlaub. Ursprünglich hatten sie vorgehabt, nach Cornwall zu fahren und auf einem Bauernhof zu wohnen. Rosie wusste noch genau, wie sie es sich ausgemalt hatten: Auf den Feldern würde es Kühe geben und auf

dem Hof Hühner und sogar ein altes, fettes Pony, auf dem sie vielleicht reiten konnten, wenn die Besitzer es erlaubten. Natürlich wollten sie auch zu den nahe gelegenen Stränden. Joanna fürchtete sich vor dem Meer, sie kreischte jedes Mal, wenn eine Welle an ihre Knöchel klatschte, aber sie liebte es, Sandburgen zu bauen, nach Muscheln zu suchen und Eistüten zu mampfen, in denen oben Schokosplitter steckten.

Stattdessen fuhr Rosie für ein paar Wochen zu ihrer Oma. Dabei wollte sie gar nicht weg. Sie wollte unbedingt zu Hause sein, wenn Joanna gefunden wurde. Sie befürchtete, Joanna könnte es falsch verstehen, wenn sie nicht da war. Womöglich glaubte sie dann, es wäre Rosie nicht wichtig genug gewesen, auf ihre kleine Schwester zu warten.

Bei manchen ihrer Besprechungen blättern die Detectives durch die Aussagen von Fantasten, einschlägig Vorbestraften und angeblichen Augenzeugen, von denen in Wirklichkeit keiner etwas gesehen hatte.

»Ich glaube immer noch, dass es der Vater war.«

»Er hat ein Alibi.«

»Das haben wir doch schon besprochen. Er könnte zurückgefahren sein. Die Zeit hätte gerade gereicht.«

»Kein Mensch hat ihn gesehen. Nicht mal seine eigene Tochter.«

»Vielleicht doch. Vielleicht sagt sie deswegen nichts.«

»Wie auch immer. Selbst wenn sie etwas beobachtet hat, wird sie sich jetzt nicht mehr daran erinnern. Nach so langer Zeit bleiben nur noch Erinnerungen an Erinnerungen an irgendwelche Suggestionen. Alles ist längst von anderem überdeckt.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass die Kleine verloren ist.«

»Tot?«

»Tot.«

»Das heißt, du gibst auf?«

»Nein.« Er schwieg einen Moment, ehe er hinzufügte: »Aber ich ziehe ein paar Männer von dem Fall ab.«

»Sage ich doch: Du gibst auf.«

Ein Jahr später wurde von einem neuen Computerprogramm, bei dem sogar sein Erfinder warnte, es sei spekulativ und unzuverlässig, ein Foto erstellt, das zeigte, auf welche Weise Joanna sich verändert haben könnte. Ihr Gesicht wirkte ein wenig voller, ihr dunkles Haar noch eine Spur dunkler. Ihr Zahn war nach wie vor abgebrochen, ihr Lächeln immer noch ängstlich. Ein paar Zeitungen brachten das Bild, wenn auch nicht auf der Titelseite. In der Zwischenzeit war eine besonders fotogene Dreizehnjährige ermordet worden, deren Gesicht seit Wochen die Schlagzeilen dominierte. Joanna war inzwischen Schnee von gestern – eine alte Geschichte, an die sich die Öffentlichkeit nur noch dunkel erinnerte. Rosie starrte das Foto an, bis es ihr vor den Augen verschwamm. Sie hatte Angst, ihre Schwester nicht mehr zu erkennen, wenn sie ihr über den Weg lief. Gleichzeitig befürchtete sie, Joanna würde sie ihrerseits auch nicht mehr erkennen – oder sie zwar erkennen, sich aber trotzdem von ihr abwenden. Manchmal setzte sie sich in Joannas Zimmer, das seit dem Tag ihres Verschwindens nicht verändert worden war. Noch immer thronte ihr Teddy auf dem Kissen, ihr Spielzeug war in den flachen Behältern unter dem Bett verstaut, und ihre Anzihsachen – die ihr inzwischen bestimmt nicht mehr passten – lagen ordentlich gestapelt in Schubladen oder hingen im Schrank. Rosie war inzwischen zehn. Nächstes Jahr wollte sie auf die höhere Schule wechseln. Sie hatte darum gebeten, in die knapp drei Kilometer und zwei Busstationen entfernte Schule im benachbarten Stadtteil gehen zu dürfen. Dort würde sie nicht mehr das Mädchen sein, das ihre kleine Schwester verloren hatte, sondern einfach Rosie Vine, Jahrgangsstufe sieben: eine schüchterne, für ihr Alter eher kleine

Schülerin, die in allen Fächern recht gut war, wenn auch in keinem Klassenbeste, außer vielleicht in Biologie. Inzwischen war sie alt genug, um zu wissen, dass ihr Vater mehr trank, als er sollte. Gelegentlich musste ihre Mutter kommen und sie abholen, weil er sich nicht mehr richtig um sie kümmern konnte. Sie war auch alt genug, um sich wie eine ältere Schwester ohne jüngere Schwester zu fühlen, und manchmal spürte sie Joannas Anwesenheit wie die eines Geistes – eines Geistes, der einen abgebrochenen Zahn hatte und ihr mit weinerlicher Stimme nachrief, sie solle doch warten. Manchmal entdeckte sie ihre Schwester auf der Straße, und jedes Mal setzte ihr Herz einen Schlag aus, bevor sich das betreffende Gesicht in das einer Fremden verwandelte.

Drei Jahre nachdem Joanna verschwunden war, zogen sie in ein kleineres, knapp zwei Kilometer entferntes Haus, das näher bei Rosies Schule lag. Es hatte zwar drei Schlafzimmer, aber das dritte war winzig, eher eine Abstellkammer als ein richtiger Raum. Deborah Vine wartete, bis Rosie morgens in die Schule aufgebrochen war, ehe sie Joannas Sachen wegpackte. Dabei ging sie ganz systematisch vor, indem sie erst die weichen Stapel ihrer Jacken und Shirts in Schachteln verstaute und dann die Kleider und Röcke zusammenlegte, in Müllsäcke steckte und zu festen Paketen verschnürte. Dabei gab sie sich große Mühe, nicht zu den rosafarbenen Plastikpuppen mit den langen Nylonhaarmähnen und starr geradeaus blickenden Augen zu schauen.

Auf dem jüngsten, vom Computer erzeugten Bild wirkte Joanna recht gelassen, als hätte sie ihre kindliche Ängstlichkeit inzwischen abgelegt. Ihr abgebrochener Zahn war einem neuen, unversehrten gewichen.

Rosie bekam ihre Periode und begann sich die Beine zu rasieren. Sie verliebte sich zum ersten Mal: in einen Jungen, der ihre Existenz kaum zur Kenntnis nahm. Jeden Abend schrieb sie un-

ter der Bettdecke in ihr Tagebuch und verschloss es mit einem silbernen Schlüssel. Als ihre Mutter irgendwann anfang, sich mit einem fremden Mann zu treffen, der einen braunen Stoppelbart hatte, tat Rosie, als machte ihr das nichts aus. Bei ihrem Vater schüttete sie regelmäßig den Schnaps ins Spülbecken, obwohl sie genau wusste, dass es nichts nützen würde. Anlässlich der Beerdigung ihrer Großmutter trug sie ein Gedicht von Tennyson vor, sprach dabei aber so leise, dass kaum jemand ihre Worte verstehen konnte. Bald darauf schnitt sie sich die Haare kurz und begann sich mit dem Jungen zu treffen, in den sie so verliebt gewesen war, doch leider wurde er den Vorstellungen, die sie sich von ihm gemacht hatte, nicht gerecht.

In der Schublade mit ihrer Unterwäsche bewahrte sie einen kleinen Stapel Computerausdrucke auf: Joanna mit sechs, sieben, acht, neun. Joanna mit vierzehn. Sie fand, dass ihre Schwester genau aussah wie *sie*. Aus irgendeinem Grund fühlte sie sich deswegen noch schlechter.

»Sie ist tot.« Deborahs Stimme klang ruhig, fast ausdruckslos.

»Bist du die ganze Strecke gefahren, um mir das zu sagen?«

»Ich dachte, wir beide wären uns zumindest das schuldig, Richard. Lass sie los.«

»Woher willst du wissen, dass sie tot ist? Du lässt sie einfach im Stich!«

»Nein.«

»Weil du einen neuen Ehemann gefunden hast und jetzt ...« Angewidert starrte er auf ihren schwangeren Bauch. »Jetzt bekommst du eine neue glückliche Familie.«

»Richard.«

»Und vergisst sie ganz und gar.«

»Das ist nicht fair. Es ist nun schon zehn Jahre her. Das Leben muss weitergehen, und zwar für uns alle.«

»*Das Leben muss weitergehen*. Willst du mir womöglich auch noch sagen, dass das Joannas Wunsch gewesen wäre?«

»Joanna war fünf, als wir sie verloren haben.«

»Als *du* sie verloren hast.«

Deborah erhob sich: schlanke Beine auf hohen Absätzen und ein runder Bauch, über dem der Rock spannte. Er konnte ihren Nabel erkennen. Ihr Mund war ein schmaler, zitternder Strich.

»Du Mistkerl!«, stieß sie hervor.

»Und jetzt lässt du sie im Stich.«

»Soll ich mich auch noch kaputt machen?«

»Warum nicht? Immer noch besser als ›Das Leben muss weitergehen‹. Aber keine Sorge, ich warte weiter auf sie.«

Als Rosie zu studieren begann, nahm sie den Namen ihres Stiefvaters an und nannte sich von nun an Rosalind Teale. Ihrem Vater sagte sie nichts davon. Sie liebte ihn nach wie vor, auch wenn ihr sein chaotischer, niemals nachlassender Kummer Angst machte. Sie wollte nicht, dass irgendein Kommilitone zu ihr sagte: »Rosie Vine? Warum kommt mir der Name nur so bekannt vor?« Obwohl damit immer weniger zu rechnen war. Joanna war mit der Vergangenheit verschmolzen. Sie war nur noch ein Hauch von Erinnerung, eine in Vergessenheit geratene Berühmtheit, sozusagen eine Eintagsfliege. Rosie fragte sich manchmal, ob sie ihre Schwester womöglich nur geträumt hatte.

Deborah Teale – ehemals Vine – betete insgeheim voller Inbrunst darum, einen Sohn zu bekommen und keine Tochter. Trotzdem erblickten zuerst Abbie und dann Lauren das Licht der Welt. Sie saß nachts über ihre Körbe gebeugt, um sie atmen zu hören. Sie hielt sie ständig an den Händen und ließ sie keine Sekunde aus den Augen. Die beiden erreichten Joannas Alter, überholten sie und ließen sie hinter sich zurück. Die Schachteln mit Joannas Sachen standen weiterhin ungeöffnet auf dem Dachboden.



Nicci French

Blauer Montag

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10082-0

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Januar 2012

Entdecken Sie die dunkle Seite Londons

Als der 5-jährige Matthew verschwindet, geht ein Aufschrei durch London. In den Zeitungen erscheint sein Bild – und die Psychotherapeutin Frieda Klein kann es nicht fassen: Matthew gleicht bis ins Detail dem Wunschkind eines verzweifelten kinderlosen Patienten von ihr. Ist dieser Mann ein brutaler Psychopath? Warum hat sie das als Therapeutin nicht schon vorher bemerkt? Zusammen mit Inspector Karlsson stößt Frieda auf Parallelen zum Verschwinden eines Mädchens vor mehr als zwanzig Jahren. Mit höchst eigenwilligen Mitteln kommt Frieda dem Entführer sehr nahe. Doch dann beginnt eine Jagd gegen die Zeit ...

»Blauer Montag« ist ein packender Psychothriller – und der grandiose Auftakt einer neuen Serie mit der unkonventionellen und sympathischen Therapeutin Frieda Klein.



[Der Titel im Katalog](#)